

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 16 (1933)
Heft: 20

Artikel: Societas Jesus
Autor: Weiss, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mittelt, sondern mit Fragen sozialer Ueber- und Unterordnung: Gesellschaftliche Privilegien sollen durch eine mehr oder weniger durchsichtige religiöse Moral gestützt werden.

Natürlich weiss das auch Einstein. In einem Briefwechsel, der unter dem Titel «Warum Krieg?» im Pariser Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit erschienen ist, schreibt Albert Einstein an Sigmund Freud:

«Die Minderheit der jeweils Herrschenden hat vor allem die Schule, die Presse und meistens auch die religiösen Organisationen in ihrer Hand. Durch diese Mittel beherrscht und leitet sie die Gefühle der grossen Masse und macht diese zu ihrem willenlosen Werkzeug.»

Es genügt aber nicht, dies einmal so nebenbei zu sagen, sondern es muss immer wieder gezeigt werden, welche politische Bedeutung allen religiösen Empfindungen zukommt. Auch jenen, welche sich als «kosmisch» deklarieren, oder als «ozeanisches Gefühl», oder als Gefühl der «Allverbundenheit». Denn alle diese nebelhaften Gedankengebilde ermöglichen es gewissen intellektuellen Schichten, Religion zu heucheln und so zur Festigung jener Illusionen beizutragen, an deren Erhaltung sie selbst sozial interessiert sind.

Einstein gibt zu, dass Wissenschaft und Religion Gegensätze darstellen: «Für jemand, der davon durchdrungen ist, dass in allem, was geschieht, das Gesetz von Ursache und Wirkung waltet, ist die Idee eines Wesens, welches sich in die Geschehnisse der Welt einmischet, absolut unmöglich. Weder die Religion der Furcht, noch die sozial-moralische Religion können ihn erfassen. Ein Gott, der belohnt und bestraft, ist für ihn undenkbar, denn der Mensch handelt nach inneren und äusseren Notwendigkeiten und müsste, in den Augen Gottes, so wenig verantwortlich sein wie ein lebloser Körper verantwortlich ist für die Bewegungen, die er macht.»

Einstein betont auch, dass «das ethische Verhalten eines Menschen keiner Unterstützung von seiten der Religion bedarf». Aber er glaubt in bezug auf die Opferwilligkeit, die sich in der wissenschaftlichen Forschung offenbart, doch auf eine Art religiöse Begründung nicht verzichten zu können und nennt «die kosmisch-religiöse Erfahrung die stärkste und edelste Triebkraft, die hinter wissenschaftlichen Forschungen steht»:

«Welch' ein tiefer Glaube an die Harmonie des Weltgebäudes, Welch' ein Verlangen, auch nur einen Blick in ihren Zusammenhang zu tun, muss Kepler und Newton besetzt haben, um in langen Jahren einsamer Arbeit den Mechanismus des Himmels zu enträtseln.»

Und er meint, dass man mit Recht gesagt hat: «Die einzigen tiefreligiösen Menschen unseres im ganzen materialistischen Zeitalters sind die ernstesten Männer der Forschung.»

Es ist immer dieselbe Sache: Aus dem Pfuhl der sehr zweifelhaften Aberglaubensformen der konfessionellen Praxis soll der Idealbegriff der Religion gerettet werden. Mögen die Menschen an irgend einen Zauber glauben, sich Amulette umhängen, ihre Flugzeuge und Waffen «segnen» lassen und den heiligen Rock in Trier verehren, über diesen primitiven Aeusserungen religiöser Bedürfnisse schwebt gleichsam der heilige Geist einer kosmischen Religion. Einsteins gute Absicht soll nicht angezweifelt werden, doch seine Relativitätstheorie erweist sich revolutionärer als er selbst. Denn die Vertreter der verschiedenen Konfessionen werden sicherlich mit Rabbi Goldstein — augenzwinkernd — sagen: Seht ihr, sogar ein Einstein ist religiös!

Hartwig.

Societas Jesu.

Seit nun auch im Katholizismus gefrontet wird, spricht man wieder vom Jesuitenartikel unserer Bundesverfassung. Der freute sich lange eines unbestrittenen Daseins. Es gibt Katholiken, die sich mit einer merkwürdigen Entschlossenheit hinter ihn stellen, sogar Fromme. Und auch die Allerfrömmsten machen mit sorgfältig drapiertem Schauder einen tiefgehenden Unterschied zwischen Jesus und den Jesuiten. Es geht mit den Patres der Gesellschaft Jesu wie mit den Spionen im Krieg: Man braucht sie, aber man sieht an ihnen vorbei. Und die Väter Jesu wollen das, jedes Aufsehen ist ihnen lästig und ihr scheues Benehmen gilt von vorne als christliche Demut.

Innerhalb des Klerus tragen sie freilich hoherhoben ihr Haupt. Seit ihre Verdammung durch Clemens den XIV. aufgehoben ist, wurden sie zu erklärten Lieblingen der Kirche emporgehätschelt. In der Politik, in der Theologie, in den Missionen, überall wussten sie sich anzubiedern und allmählich unentbehrlich zu machen. Jesuitismus bedeutet ein Sammelsurium von Gegensätzen; er ist unnachgiebig, aber biegsam, bigott, aber voll zynischer Diesseitsrichtung, er diktiert eine eigene Moral, die aber mit zahllosen Hintertüren recht freundlich dreinschaut. Die Umgehungswissenschaft ist noch üppiger als die Wissenschaft der Sünde. Keine Verdorbenheit, die sie nicht erforscht, keine Entschuldigung, die sie nicht erfunden und registriert hätten. Die Jesuiten sind die Meister der Gefühle, sie kennen sie alle und lenken sie in die der Kirche dienlichen Bahnen. Sie sind die Meister der Sinne, sie haben ihre eigenen Sinneswerkzeuge in jahrelangen Uebungen der Raubtierschärfe nahegebracht. Sie wissen auch, wie den Sinnen der andern beizukommen ist, der andern, die harmlos dahinleben und keine Ahnung haben von den psychischen Möglichkeiten.

Feuilleton.

Geschichtlicher Spaziergang durch die byzantinischen Bauwerke Ravennas.

Von Ernst Körner.

(Fortsetzung.)

Unter den zahllosen Bauten, die Justinian in seinem Reichenreich aufführen liess, gehört S. Vitale in Ravenna zu den grossartigsten. Wie die gewaltige Gründung Justinians in Konstantinopel, die Hagia Sophia, ist S. Vitale ein Zentralbau, dessen kleinasiatische Herkunft eindeutig ist. Aber im Gegensatz zu dem kreuzförmigen Grundriss der Hagia Sophia ist der Grundriss von S. Vitale wiederum achteckig. Diese Zentralbauten wären wohl kaum von den Kaisern so bevorzugt worden, wenn nicht ihre in sich geschlossene Gestalt mit ihrem Kräftezentrum in der Mitte des Baus, so sehr den Gedanken der kaiserlichen Zentralgewalt zum Ausdruck gebracht hätte; daher ja auch noch 300 Jahre später Karl der Grosse sein Aachener Münster in der gleichen Form anlegen liess. Unten in der Mitte dürfte der Kaiser gesessen haben, im ersten Stockwerk über den Bögen der unteren Säulenstellung, auf der Empore, befand sich nach alter orientalischer, noch heute im Synagogenbau üblichen Sitte, das «Gynaikation», der Frauenraum, darüber wölbte sich die mächtige, aus gekrümmten Tonröhren hergestellte Kuppel. In diesem von allen Seiten her begrenzten Raume war der Hofstaat des Kaisers mit dem Gottesstaate uner sich. Ob die Kuppel Mosaiken gehabt hat, weiss

man nicht genau; heute trägt sie die pathetisch sich gebärdenden Chöre der Engel und Heiligen, die man im 18. Jahrhundert, im Zeitalter des Absolutismus; in den byzantinischen Bau hineingemalt hat. Aber Absolutismus ist nicht gleich Absolutismus. Nachdem die europäische Menschheit in der Renaissance erfreulicherweise vom Baume der Erkenntnis gegessen hatte, gab es kein Zurück mehr ins Mittelalter. In Nichts ist die heitere Fleischlichkeit dieser dienenden Heerschaaren des Barockzeitalters verwandt der grandiosen Abstraktheit der Mosaiken Justinians im Altarraume. Hier erscheinen unmittelbar über dem Sockel, einander gegenüber auf zwei mächtigen Sockeln, der Kaiser mit seinen Ministern und die Kaiserin mit ihren Damen, alle in prunkvollen, leuchtenden Gewändern, im Ausdruck zum Teil naturnahe bis zum Realismus, und dennoch so fern, so abstrakt, so sehr Ornament, dass niemand hervor an Sterbliche zu denken gewagt haben dürfte. In dieser Vergötterung des Ich kam der spätantike Gedanke der göttlichen Majestät des Kaisers noch deutlich zum Ausdruck; und ebenso viel Antikes zeigt auch noch das Mosaik der Apsis, auf dem der jugendlich-apolloinische Christus dem Sieger Vitalis den Kranz überreicht; nur dass der Sieg jetzt nicht mehr im körperlichen Wettkampf, sondern im Ringen mit der eigenen Seele erfochten war. Vom Geiste byzantinischer Orthodoxie erfüllt, und dennoch anschaulich lebendig wie nur je, sind die anderen Mosaiken, die den Opfertod Christi durch Darstellungen aus dem Alten Testament zu belegen suchen; man predigte in Bildern. Ganz orientalisches aber, durchglüht von leidenschaftlicher Phantasie und zugleich verdrängt durch das abstrakte religiöse Denken, ist die Dekoration der Wände und Decken. Ein unbeschreib-

Der Klerus ist da und dort in der Bildung zurück, dergleichen die Mönche. Auch die Benediktiner, sogar die Dominikaner haben viel von ihrem Ruhm eingebüsst. Die Jesuiten aber sind gescheit. Sie geben sich nicht mit der Herstellung guter Schnäpse ab und haben der dominikanischen Scholastik längst den Rücken gekehrt. Seit Galilei opponieren sie nicht mehr gegen den Gang der Wissenschaft. Die damals geholte Schlappe war noch eine Folge des letzten scholastischen Eifers, dann wurde energisch Kehrt gemacht, denn nichts schmerzt die Jesuiten mehr, als eine in den Augen der Gebildeten zur Schlappe gewordene Taktik. Sie haben Zuflucht zur Relativität genommen. Sie legen, wie alle Kleriker, das Keuschheitsgelübde ab..., aber ihnen kann der Ordensgeneral Heirat befehlen. Sie beschwören die Armut, aber es kann ein Leben als Finanzmann nötig werden. Das dritte Gelübde aber, der Gehorsam, gilt mehr und absoluter, aber nur gegenüber Papst und General.

So finden wir Jesuiten auf der Landstrasse und im Salon, auf protestantischen Kanzeln und im Ordenskleid anderer Bruderschaften. Bis zum untersten Sodalen verläuft ihr Leben nach verschlossenen Briefen, die in bestimmten Zeitabständen zu öffnen sind. Und der General weiss, dass kein Sodale vorzeitig öffnet. Die im Knabenalter begonnene Dressur garantiert einen Gehorsam auch unter freiesten Umständen.

So ist es denn etwas recht Eigenes um die Jesuiten. Aber weil diese Dinge so und nicht anders sind, ist es auch etwas Eigenes um den Jesuitenartikel unserer Bundesverfassung. Der dient zur Beruhigung für Naive, aber wirklich nur für Naive. Seine Handhabung wäre von grossem Segen. Leider kann man das nicht und glaubt auch, sich die vergebliche Mühe schenken zu können. Die Gleichgültigkeit unserer Behörden ist aber sträflich, sobald ein offenkundiges Mindestmass des Möglichen unterbleibt. Der Exerzitienbetrieb wird nie untersucht, auch wenn der im Dominikanerkleid steckende Exerzitienmeister ein Jesuite ist. Die Exerzitien sind überhaupt eine durch und durch jesuitische Einrichtung. Es gibt solche für Arbeiter, für Lehrer, für Akademiker, für Jungfrauen und sogar spezielle für ... Pfarrersköchinnen. So teilt der Exerzitienführer der ignatianischen Kongregation mit. Man lese genau: *ignatianische Kongregation*. Der nichtkatholischen Öffentlichkeit wird verschwiegen, was es mit dieser Kongregation auf sich hat. Feierlich gibt man bekannt, dass die Kirche sich überhaupt politisch desinteressiere, das beweise auch das Abkommen mit Deutschland. Aber eher säugt eine Katze Mäuse, als dass die Kirche Roms, diese geistige Erbin des römischen Imperiums, das Politisieren sein liesse. Kein noch so duckerisches Abkommen ist imstande, auch nur einen Moment lang die römische Politik aufzuhalten.

licher Anblick, wenn man durch die schlanken Sorphyrssäulen mit ihren wie aus Spitzen gewobenen, korbformigen und gefalteten Marmorkapitälern hindurch auf diesen tiefgrünen, tiefroten und tiefgoldenen Grund blickt, in dem Hirsche, Pfauen, Tauben, Pflanzen und Ranken aller Art ihr heimliches Leben führen, eingebunden in die strenge Rhythmik orientalischen Denkens, Sinnbild jener letzten paradisischen Harmonie, die der mit der Gottheit verbundenen kaiserlichen Gewalt der einzig würdige Abschluss erschien.

Eigentlicher Inhaber dieser Macht in Ravenna war übrigens der Kanzler Maximilianus, dessen mit Elfenbeinplatten bedeckter Thron jetzt im erzbischöflichen Palast aufbewahrt wird. Die Elfenbeintechnik ist selbstverständlich afrikanischen und orientalischen Ursprungs und stand immer nur im Dienste gewisser Luxusbedürfnisse. Die von verschiedenen Meistern geschnitzten Platten dieses Throns, auf denen die Geschichte des ägyptischen Joseph und Christi erzählt werden, gehören zu den stärksten Kunstwerken ihrer Art; sie sind übrigens trotz aller Unterschiede alle noch ganz alexandrinisch-antisch gedacht.

Während die eigentliche Stadt schon eine beträchtliche Anzahl Kirchen besass, war im Hafengebiet noch kein grösserer Bau entstanden, und doch hatte sich hier schon vierhundert Jahre zuvor unter den Matrosen und Hafenarbeitern die erste christliche Gemeinde Ravennas gebildet. Freilich der Ersösungskult jener Armen und Unterdrückten, der nach der frommen Legende zuerst von Apollinaris, einem Gefährten Petri, zelebriert worden sein soll, dürfte ein wenig anders ausgesehen haben, als die glanzvolle Liturgie in der grossartigen Basilika S. Apollinare in Classe, die der Bischof Ursicinus

Die Entfacher der Reaktion unserer Tage sind zum überwiegenden Teil jesuitisch erzogen, und was heute geschieht, ist Wasser auf die Mühlen der Gesellschaft Jesu. Wenn die, vor denen sich die Kirche scheinbar duckt, längst zu Staub vermodert sind, wird Rom die Garben seiner Mühe und Geduld schneiden können. Die Gewalthaber können auch schon früher modern, wenn das der Gesellschaft Jesu gefällt. Und die Diktatoren wissen das und suchen die versöhnliche Verhandlung, auch wo sie dreinfahren könnten.

Die Literatur über die Societas Jesu füllt ganze Bibliotheken. Und doch kann nicht genug über ihre Gefährlichkeit und Ränkesucht geschrieben werden. Die Gesetzgebung wird auch bei bestem Willen immer unzulänglich bleiben. Das aber dürfen und müssen wir verlangen, dass wenigstens das Mögliche geschieht und das Augenfällige überwacht wird. Der Jesuitenartikel soll dem religiösen Frieden dienen. Aber in den exponierten Diözesen des Landes ist der Katholizismus von echt jesuitischer Militanz. Das wäre er nicht ohne ständige Befruchtung durch die jesuitische Wandemission, deren Kleriker unter allen möglichen Mönchskutten das Land bereisen.

Es heisst jetzt wieder, der Jesuitenartikel stehe im Widerspruch mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Tätigkeit der Jesuiten aber auch. Wo sie am Werk sind, treten die modernen Ersatzmittel des Scheiterhaufens in Erscheinung: Abschnürung von Ehre und Brot, Aushorchung durch Gläubige mittelst der Beichte, um zu erfahren, auf welche Art Missliebigen bestens geschadet werden kann. Den Jesuiten gegenüber handelt es sich um mehr, als um Freiheit des Gewissens. Es geht um Ehre, Recht und Leben. Man sollte das Freidenker auch in ultramontaner Landesgegend wohnen können. Aber jedenmann weiss, dass man das nicht kann. Und doch wäre nichts so nötig und nichts so segensreich.

Auch die Katholiken, die sich jetzt so plötzlich für die ihnen unter schwersten Kämpfen abgerungene Gewissensfreiheit einsetzen, sollten logischer denken lernen. Warum sagen sie nichts, wenn sie unter jesuitischem Druck das Gewissen belasten sollen, um Leuten, die ihnen nichts zuleide taten, ein Bein zu stellen? Andere unmöglich zu machen, da man sie nun doch nicht mehr verbrennen kann, ist ein gutes Werk. Das ist der nämliche Geist, der jenes Weiblein zu Konstanz beseelte, als es einige Bündel Stroh zu Hussens Scheiterhaufen trug. «Oh du heilige Einfalt»; rief er ihr durch die Flammen zu. Die Kirche braucht diesen Geist, sie lebt und erhält sich durch ihn, und er wuchert auf unverwüsthlichem Boden: Auf der menschlichen Dummheit.

Der Kampf mit der Beschränktheit ist einer der schwersten. Wo aber raffinierte Schläue die Dummen lenkt, da beissen sich Jahrhunderte die Zähne aus. Und wenn die

durch den Schöpfer von S. Vitale, den Baumeister Argentarius, errichtet liess und die durch den Kanzler Maximilianus im Jahre 549 geweiht wurde. Von ihrem Glanze ist allerdings nicht mehr viel übrig geblieben. Ja, bis vor kurzem stand diese Kirche als ein romantisches Zeichen der Vergänglichkeit einsam im öden Sumpfgelände in der grossen Ebene, die zum Meere hin von einem Pinienwald, nach Westen hin von den blauen Umrissen der Appenninberge begrenzt wird. Heute steht neben der Kirche an einem Bahnhof eine Zuckerfabrik, rings um die Kirche ist ein kleines Gärtchen angelegt. Die Kirche ist ein Museumsstück geworden, und das ist gut so, denn erst kommt stets das gegenwärtige Leben. Der Aussenbau dieser einfachen und klaren Ziegelbasilika mit dem viel späteren mittelalterlichen Glockenturm ist leidlich erhalten und wiederhergestellt. Im Innern dagegen ist die Dekoration fast völlig zerstört. Die Marmorverkleidung ist herausgerissen, die Mosaiken der Wände vernichtet, die Deckenverschalung fehlt. Dennoch übt der Bau jetzt, vielleicht gerade wegen des offenen Dachstuhles, immer noch eine gewaltige Raumwirkung aus. Im vollendeten Gegensatz zu den Zentralkirchen drängt hier von der Tür bis zum Altar mit den auf 24 Marmorsäulen mit ihren gleichsam federnden Kämpferkapitälern schwingenden Bögen eine Bewegung zu dem nach antiker Sitte höher liegenden Heiligtum vor dem Halbkreisrund der Absis. Das ist nicht vom Kaiser, sondern von der Gemeinde aus empfunden, das ist noch durchaus römische Tradition. Und ebenfalls noch völlig im Geiste der antiken Sternenreligionen befangen, ist das Mosaik der Apsis selber, in dem statt des Bildes Christi, auf dem Grunde der mond-blauen Himmelscheibe das goldene Kreuz mit einem kleinen Chri-

Dummen alle sind, hat auch der letzte Jesuite ausgehetzt. Vergeblich scheint dieses Werk, es verlangt grössten Idealismus, millimeterhaft sind die Fortschrittschritte, Menschenalter gehen vorüber, bis wesentliches erreicht wird, und das Letzte, die geistige Freiheit aller Menschen und allen Denkens schimmert am Ende eines langen Weges, der an unsern und unserer Kinder Gräber vorbeigeht.

Aber trotzdem: Treue zur Sache! Destomehr: Ringen auf lange Sicht, die eigene Lebzeit drangeben und mit Jahrhunderten rechnen, wie es unsere Gegner tun. Das sei unser Wille, das unser Weg, auch im Kampfe mit der Gesellschaft Jesu.

E. Weiss.

Judenkult.

Eine Entgegnung von W. H. Sollberger, Bern.

Gesinnungsfreund Herr Simon Rosenstein fühlt sich durch meinen Artikel vom 15. August angegriffen. Es tut mir aufrichtig leid, wenn meine Ausführungen durch ein Missverständnis seine Gefühle verletzen.

In den Augen unseres verehrten Gesinnungsfreundes schein ich nun in die geistig tiefstehenden Reihen der Antisemiten hinabgesunken zu sein. Seinem Schreiben nach hätte ich nichts anderes zu tun, als im freigeistigen Lager die «antisemitische Pest» zu verbreiten. Zu seiner Beruhigung sei festgestellt, dass ich weder von «hohem Wuchse» bin, noch «blonde Haare oder blaue Augen» mein Eigen nenne, also in einem Wort, keine arischen Eigenschaften in mir vereinige. Zudem zähle ich nachweisbar weder parteipolitisch noch wissenschaftlich zu den Freunden der Antisemiten.

In meinen Ausführungen polemisierte ich weder gegen das, den deutsch-jüdischen Emigranten gewährte Asylrecht, noch gegen den Schutz der Juden vor den deutschen Barbaren durch unsere Schweizer Behörde. Einzig und allein warnte und warne ich noch heute vor fanatischen Auswüchsen einer extremen Verehrung. Des Freidenkers Pflicht besteht darin, tatkräftige und produktive Arbeit in allen Gebieten zu leisten und nicht in plumpen «Martyrerverehrungen» seine kostbare Zeit totzuschlagen. Wäre es nicht passender, wenn sich alle freidenkenden und humanen Menschen, anstatt in heuchlerisch-ekstatischen Schauergesängen über die schrecklichen Verfolgungen ihren Geist aufzugeben, die Armen durch die lebendige hilfreiche Tat unterstützen würden? Wäre nicht gescheiter, durch energisches und entschlossenes Handeln den

stuskopf im Schnittpunkt erscheint, ihm zu Seiten Moses und Elias als Zeugen des Alten Bundes. Darunter in der Mitte feierlich erhaben der hl. Apollinaris in paradisischer, hellblauer mit Bäumen und Blumen bestandenen Landschaft. Obschon Komposition und Einzelheiten bereits vom strengen Geist orientalischer Abstraktion erfüllt sind, wirkt das Ganze noch durchaus antikisch-heiter, besonders, wenn man es mit den Mosaiken des Triumphbogens vergleicht. Denn hier erscheint Christus in sogenannter geschichtlicher Gestalt mit dem dunklen Barte des orientalischen Herrschers, um ihn herum die ebenfalls aus den Gestirnenreligionen des Ostens stammenden Tierzeichen der Evangelisten und der als 12 Jünger und 12 Stämme Israels zugleich gedeuteten 12 himmlischen Lämmer, alles auf Goldgrund, starr und unnahbar, ganz an den Seiten die Erzengel Michael und Gabriel mit einer nur auf dem Grunde einer höfischen Kultur möglichen Grazie der Haltung.

Trotzdem, diese höfische Kultur allein konnte aus sich heraus diese Künste nicht am Leben erhalten. Noch waren die Zustände viel zu gleitend und ungefestigt. Vor allem aber musste der ackerbäuerlich gerichtete Feudalismus, um leben zu können, die städtische Zivilisation abbauen, die von der bürgerlichen Gesellschaft des Altertums geschaffenen Kulturwerte zerstören, so dass, abgesehen von den wenigen Stadtstaaten in Italien, die antike Kultur keine Stätte mehr hatte. Denn so viele Vorzüge eine auf dem Bauerntum aufgebaute Kultur auch haben mag, die Kultur im Sinne der Beherrschung der Kräfte der Natur und der Gesellschaft kann nur von Städten mit entwickelter Technik ausgehen. Daher konnte es nach Justinian nun wirklich zu einem Verfall der antiken Kultur und ihrer Künste

braunen Mordbuben die Waffen aus den Händen zu schlagen, als in Predigten und Vorträgen über die Verfolgungen ganze Mengen phrasenreichen Unsinn zu verzapfen?

Mein «kühnes Beleg» über die jüdischen Gläubigen entnahm ich der «Jüdischen Pressezentrale Zürich» in einem Bericht aus der «Agudas Jisroel», wonach an einer Delegiertenversammlung in Bruxelles am 23. und 24. April dieses Jahres der «Plan einer interkonfessionellen Einheitsfront gegen die Gottlosenbewegung» besprochen wurde.

Zunächst möchte ich Herrn Simon Rosenstein eine kleine Unlogik vor Augen führen. Als Freigeist, als Freund der Wissenschaft, demnach als natürlicher Feind jeglicher Kirche und jeglichen Glaubens, ist er sicher stets sofort bereit, seiner Ueberzeugung gemäss das Freidenkertum gegen Angriffe der Protestanten, Katholiken, Mohammedaner, Buddhisten und wie die religiösen Geschmacksrichtungen sonst noch alle heissen, mit aller Energie zu verteidigen. Wo bleibt nun das Gerechtigkeitsgefühl unseres verehrten Freundes, wenn er auf Kampfes- und Vernichtungspläne gegen unsere Weltanschauung durch die jüdischen Gläubigen nur Verteidigungsreden für dieselben übrig hat? Ist dies nicht auch eine Religion wie alle andern? Was für Gründe sind vorhanden, dass der jüdische Glaube sogar von Freigeistern geschützt wird? Der freie Gedanke und der freie Geist muss auch in den Reihen der gläubigen Juden eindringen, um sie endlich erkennen zu lassen, dass nicht der Glaube, sondern die Wissenschaft allein daseinsberechtigt ist, dass nicht Gott den Menschen erlöst, sondern dass er das selbst tun muss, dass nicht Grausamkeit, sondern Humanität den Menschen emporführt, dass ihm nicht der Jenseits-, sondern der Diesseitsglaube ein lebenswertes Dasein schenkt.

Abschliessend bitte ich nochmals alle Gesinnungsfreunde, besonders Herrn Rosenstein, wegen meiner «antisemitischen Tätigkeit» verbindlichst um Entschuldigung.

Die Literaturstelle

wird künftig vom Sekretariat geführt.

Adresse: Gutenbergstrasse 13, Bern.

Wir besorgen Ihnen jedes Buch zum Ladenpreis!

kommen. Ist das rechte Seitenmosaik im Altarraum von S. Apollinaris in Classe, das Opfer Melchizedeks zeigend, auch noch von einer grossen, rhythmischen Strenge erfüllt, so ist das wohl noch spätere gegenüber befindliche, eine Privilegienverleihung Konstantins IV. darstellend, schon schwach und ohne künstlerischen Atem.

Wie stark aber zur Zeit Justinians die Bestrebungen waren, die Antike lebendig zu erhalten, lehren die vielen hier aufgestellten Sarkophage, in deren Reliefs sich hellenistische Leidenschaftlichkeit und Naturnähe noch einmal zu einem starken Kunststil erheben. Aber es gibt keine Wiederholung in der Geschichte; gerade die besten Sarkophage zeigen trotz aller Antikisierungsversuche eine höfische Eleganz und Glätte, die der Antike völlig fern gelegen hatte. An den Sarkophagen und Marmorarbeiten der nachjustinianischen Zeiten ist der Verfall deutlich erkennbar. Die Exarchen, die in den folgenden zwei Jahrhunderten Ravenna beherrscht haben, waren nichts als mehr oder minder schlechte Verwaltungsbeamte. Die sehr dekorative Fassade, die man heute als «Palast der Exarchen» bezeichnet, dürfte wohl zu einer Vorhalle oder einem Wachtgebäude gehört haben. Römische Provinzkunst ist hier mit Orientalischem gemischt; in den Bogenstellungen sind die Elemente des späteren romanischen Baustils Europas schon deutlich erkennbar. Im übrigen ist aus dieser Zeit nichts übrig geblieben. Was nicht die Langobarden holten, nahm Karl der Grosse. Mit der endgültigen Orientierung des byzantinischen Reiches nach Osten, Norden und Nordosten, vor allem in die slawischen Gebiete hinein, verlor Ravenna für alle Mächte an Interesse, Ravenna verlandete in jedem Sinne des Wortes.

(Schluss folgt.)